

Museen im Rheinland 1/04

Informationen für die rheinischen Museen

Johann Carl Fuhlrott (1803 – 1877): Pionier und Pädagoge der Naturgeschichte

Gerd-Christian Weniger

Bei dem Beitrag handelt es sich um die leicht überarbeitete Fassung eines Vortrages, den der Autor am 13. Januar 2004 anlässlich der Feier zum 200. Geburtstag von Johann Carl Fuhlrott im Fuhlrott-Museum Wuppertal gehalten hat.

Leben und Werk Johann Carl Fuhlrotts

Johann Carl Fuhlrott entstammte einer katholischen Familie aus Leinefelde im thüringischen Eichsfeld. Noch im kindlichen Alter verlor er seine Eltern und wuchs bei seinem Onkel, einem katholischen Priester, in dem kleinen Ort Seulingen auf. Nach dem Besuch des katholischen Gymnasiums in Heiligenstadt, den er 1824 mit dem Abitur abschloss, verließ er seine Heimat, um an die Universität Bonn zu gehen. Dort schrieb er sich zunächst – womöglich unter familiärem Druck – in das Studienfach Katholische Theologie ein. Bereits im zweiten Studienjahr wandte er sich den Naturwissenschaften und der Mathematik zu. Er hatte das Glück, an der Universität Bonn auf besonders renommierte akademische Lehrer wie Nees von Esenbeck, Noeggerath oder Goldfuhs zu treffen. So erhielt er einen profunden Einblick in die Botanik, Geologie und Paläontologie. Die wissenschaftliche und pädagogische Ausbildung gingen am Naturhistorischen Seminar, dem Fuhlrott angehörte, Hand in Hand. Auch hatten die Studenten wohl besonders engen persönlichen Kontakt zu ihren Professoren und erfuhren so eine entsprechend intensive Ausbildung.

Als Mitglied des Naturhistorischen Seminars publizierte Fuhlrott 1829, ein Jahr nachdem er sein Examen für das Höhere Lehramt mit Auszeichnung bestanden hatte, seine erste Veröffentlichung über das natürliche Pflanzensystem. Nach dem Universitätsexamen begab er sich zurück nach Heiligenstadt, wo er am dortigen Gymnasium seine Referendarzeit absolvierte. Bereits in der Beurteilung durch seinen Schuldirektor in Heiligenstadt erscheint Fuhlrott als überaus engagierter Pädagoge. Nach Beendigung der Referendarzeit blieb er jedoch nicht in seiner alten Heimat – auch verzichtete er auf die zugesagte Stelle an einem Erfurter Gymnasium –, sondern trat 1830 auf Vermittlung eines Bonner Studienkollegen eine Stelle an der Höheren Bürgerschule in Elberfeld an.

Was ihn zu dieser Entscheidung veranlasst hatte, bleibt unklar. Hinweise aus seiner Korrespondenz legen private Gründe nahe, die aber im Dunkeln bleiben. Die Stelle in Elberfeld war schlechter dotiert als die am Erfurter Gymnasium angebotene. Außerdem war Fuhlrott hier der einzige Katholik in einem protestantischen Kollegium. Hinzu kam, dass die Schule neu gegründet worden war und weder über eine angemessene Ausstattung noch über Renommee verfügte. Dennoch sollte er hier die folgenden 47 Jahre bis zu seinem Tode 1877 lehren. Obwohl die Elberfelder Realschule im Aufbau begriffen war und sich Fuhlrott diesem intensiv widmete, fand er offensichtlich genügend Zeit, um an einer Dissertation zu arbeiten, die er 1835 – im Jahr seiner Eheschließung mit Josepha Amalia Kellner – an der Universität Tübingen einreichte. Warum er sein Vorhaben nicht an der ihm vertrauten Bonner Universität durchführte, entzieht sich unserer Kenntnis. Vielleicht waren die geringeren Gebühren in Tübingen ausschlaggebend.

Der Titel seiner Dissertation lautete: »Die Naturgeschichte als Wissenschaft und als Gegenstand des höheren Unterrichts. Eine pädagogisch-philosophische Abhandlung«. Auf 30 Seiten legte Fuhlrott hier die schulische Vermittlung der Naturgeschichte als sein zentrales Anliegen dar. Er schilderte sie als »herrliche Wissenschaft« und räumte ihr eine zentrale Rolle in der Ausbildung junger Menschen ein. Ein Hauptziel des naturkundlichen Unterrichts sah er in der Vermittlung der »Idee der Einheit der Natur« und forderte zugleich eine »wissenschaftliche Form und Haltung« des Naturkundeunterrichts bis in die oberen Klassen der Schule.

Bereits den frühen Menschen sah Fuhlrott als Naturforscher und Naturbeobachter und vermutete in archaischen Gemeinschaften – er verwies in diesem Zusammenhang unter anderem auf »den wilden Indianer« – den Uranfang aller Naturkunde. Fuhlotts Hypothesen decken sich mit unserem heutigen Wissen über die Jäger- und Sammlervölker der Erde. Diese traditionellen Gesellschaften zeichnen sich teilweise bis zum heutigen Tag durch eine verblüffende Detailkenntnis und erstaunliche Erkenntnisse über die internen Zusammenhänge der Ökologie ihres Lebensraumes aus.

Zu Recht wird man Fuhlotts Hypothese folgen können, dass die Naturkunde die älteste und zugleich die umfassendste aller Wissenschaften ist. In seiner Dissertation ging er noch einen Schritt weiter: »Denn womit der Mensch sich auch befassen mag, so kann er doch die Grenzen der Natur nicht überschreiten: so dass selbst die Geschichte des Menschen und seines Geistes nur die Naturgeschichte einer Gattung von Geschöpfen ist«. Für Fuhlrott ist der Mensch ganz selbstverständlich Teil des natürlichen Systems und ebenso zu betrachten wie die anderen lebenden Organismen. Es fehlt jeder Hinweis auf eine anthropozentrische Sichtweise oder eine Positionierung des Menschen außerhalb des natürlichen Systems. Aus dieser Haltung heraus wird auch die eindeutige Stellungnahme Fuhlotts im Angesicht der menschlichen Fossilien aus dem Neandertal verständlich: Die Idee der Einheit der Natur war Fuhlotts Credo. Und diesen Leitsatz versuchte er in seiner pädagogischen und wissenschaftlichen Arbeit zu vermitteln.

Dazu gehörte auch eine umfangreiche Sammeltätigkeit in der Region. Durch den Brief seines Schülers Otto Huffmann aus dem Jahre 1838 sind wir darüber informiert, dass er auch seine Schüler mit auf Exkursionen nahm. Huffmann schreibt: »Vorigen Sonntag waren wir drei mit dem Herrn Dr. Fuhlrott in der Neanderhöhle, in der es wirklich Äußerst hübsch war. Morgens um 5 zogen wir mit zwei Botanisierbüchsen, einer voll Apfelsinen ab, und verliefen uns in der abscheulichsten Hitze so oft und so bedeutend, dass wir schon um 10 Uhr die Mühle erreichten. Abgehungert und ich wenigstens halb tot traten wir herein und aßen dort ein Butterbrod, was gegen Mittag verzehrt war. Dann gingen wir ins Gestein selbst, wo wir bis 3 herumliefen. Dann kehrten wir zum Wirtshaus zurück, tranken Kaffee und zogen um H fünf ab. In Mettmann angekommen blieben 2 Fuhlotts Möppels liegen und fuhren mit dem Postwagen, während wir im schrecklichsten Staube weiter trabten und um 9 Elberfeld erreichten, wo uns eine gute Mahlzeit bereitet war«.

Fuhlrott war zweifellos getrieben von seinen wissenschaftlichen Interessen. So erstaunt es auch nicht, dass er 1843 zu den Gründungsmitgliedern des »Naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande« gehörte, dessen Geltungsbereich auf Betreiben Fuhlotts später um Westfalen erweitert wurde. Drei Jahre später gründete er den Naturwissenschaftlichen Verein für Elberfeld und Barmen, den er bis zu seinem Tode führte. Die wissenschaftlichen Vereinigungen boten ihm eine Plattform, um Kontakte mit Gelehrten zu pflegen, eigene Forschungen durchzuführen bis hin zu – heute würde man sagen »ökologischen« – Gutachten, und vor allem konnte er seine naturkundlichen Erkenntnisse lehrend vermitteln. Die Liste seiner Veröffentlichungen dokumentiert seine enorme Bandbreite. Sie reicht von »Die Klapper oder die Rassel der Klapperschlange, Crotalus Durissus«, »Über einen mit Gammarus puteans in Brunnen Elberfelds lebenden Krebs«, »Das Wuppertal in seiner Armut an Singvögeln«, »Die Höhlen und Grotten in Rheinland-Westphalen« bis hin zu seinem bekanntesten Aufsatz »Menschliche Ueberreste aus einer Felsengrotte des Düsselthals. Ein Beitrag zur Frage über die Existenz fossiler Menschen«.

Forschung und Vermittlung gehörten für Fuhlrott immer zusammen. Wie fruchtbar seine Rolle als populärer Wissensvermittler schließlich war, dokumentiert die Auffindung der 16 menschlichen Knochen aus der kleinen Feldhofer Grotte. Der Fund wäre zweifellos verloren gegangen, wenn nicht die beiden Steinbruchbesitzer Beckershoff und Pieper Mitglieder in Fuhlotts Naturwissenschaftlichem Verein gewesen wären. Durch das Eingreifen von Beckershoff wurden die Funde gesichert. Der Mitgesellschafter Pieper verwahrte die Knochen und benachrichtigte Fuhlrott. Es ist anzunehmen, dass beide Steinbruchbesitzer aufgrund ihrer Mitgliedschaft im Naturwissenschaftlichen Verein über das Vorkommen fossiler Tierknochen insbesondere von Bären- und Mammutknochen in Höhlenlehmen informiert waren. Vielleicht hatten sie in der Sammlung Fuhlotts fossile Tierknochen gesehen oder sogar in Händen gehalten.

Fuhlrott hat sich häufig im Neandertal aufgehalten. Das wird nicht nur durch die bereits geschilderte sonntägliche Exkursion – womöglich seine erste in das Neandertal –, sondern auch durch einige seiner Vortragsthemen dokumentiert. Als er 1856 die Knochen in Hochdahl in Empfang nahm, scheint er nicht sogleich zur Fundstelle geeilt zu sein, um nach weiteren Funden zu suchen. Dieses fehlende archäologische Interesse erklärt sich vielleicht daraus, dass damals der Schwerpunkt seiner Forschungen in der Botanik lag. Erst nach der Entdeckung im Neandertal widmet er sich auch paläontologischen Fragestellungen.

Der Fund aus dem Neandertal erhöhte Fuhlotts Bekanntheitsgrad in der wissenschaftlichen Welt. Da seine Bedeutung höchst kontrovers diskutiert wurde, erhielt Fuhlrott für seine wissenschaftliche Stellungnahme zu dieser Entdeckung vor allem Kritik und keine Anerkennung. Die Auseinandersetzung um den Neanderthalerfund hat Fuhlrott die letzten zwanzig Jahre seines Lebens begleitet. Er hatte zwar persönlichen oder brieflichen Kontakt zu einigen der bekanntesten Gelehrten Europas wie Charles Lyell oder Thomas Huxley. Aber die Kontroverse mit dem großen deutschen Gelehrten Rudolf Virchow beschädigte sein Ansehen, zumal Fuhlrott in diesem Streit auch strategische Fehler unterliefen.

Aus den Akten der Elberfelder Realschule wird ersichtlich, dass Fuhlrott eine streitbare Person war, die sich im Schulalltag auch hartnäckig gegen die Schulleitung auflehnte und scharfe Auseinandersetzungen nicht scheute. Wie er den wissenschaftlichen Streit um den Neanderthaler und damit auch um seine Person empfunden hat, wissen wir nicht. Als Fuhlrott 1877 starb, war er ein hoch angesehener Bürger, dessen pädagogisches und naturkundliches Wirken für die Region umfassend gewürdigt wurde. Die wissenschaftliche Anerkennung des Neanderthalers – seines größten Fundes – hat er allerdings nicht mehr erlebt.

Zur Geschichte des Naturkundemuseums

Eine Würdigung Fuhlotts ohne den Blick auf das Museum, das seinen Namen trägt, bleibt unvollständig. Es hätte Fuhlrott, der Forschung und ihre Vermittlung immer als Einheit empfunden hat, sicher mit Stolz erfüllt zu erfahren, dass es seinem 1846 ins Leben gerufenen naturwissenschaftlichen Verein gelang, die Gründung eines naturkundlichen Museums zu initiieren. Er wäre aber sicher wie viele andere in der Region bestürzt darüber, dass nach langen Jahren erfolgreicher Arbeit das Fuhlrott-Museum in seinem Bestand gefährdet ist und daher auf die ›rote Liste‹ der bedrohten Kulturinstitutionen gesetzt werden muss.

Leider ist das Fuhlrott-Museum kein Einzelfall in der deutschen Museumslandschaft. Parallel zu der kulturpolitischen Debatte in Wuppertal wird in Berlin die Diskussion über den Fortbestand eines der Flaggschiffe der deutschen Naturkundemuseen, das naturhistorische Museum der Humboldt-Universität, geführt. Die Sammlung dieses Museums, die mehr als 25 Millionen Objekte umfasst und von einigen der berühmtesten Gelehrten ihrer Zeit zusammen getragen wurde, befindet sich inzwischen in einem völlig verrotteten Zustand. Museum und Sammlung in Berlin sehen ebenfalls einer ungewissen Zukunft entgegen.

Es gibt heute 169 Naturkundemuseen unterschiedlicher Größe und Qualität in Deutschland. Viele davon befinden sich in einem bedauernswerten Zustand. Ist diese Situation nur eine Folge fehlender öffentlicher Gelder? Oder ist vielleicht die Idee des Naturkundemuseums nach ihrer Blütezeit im 19. Jahrhundert heute im Zeichen der molekularen Biologie ein Anachronismus? Haben die Sammlungen aus in »Totenstarre verharrenden Organismen« im Zeichen der dynamischen weltweit vernetzten Wissensgesellschaft des 21. Jahrhunderts als Ausstellungsobjekte keinen gesellschaftlichen Wert mehr?

Ein kurzer Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte des naturhistorischen Museums kann helfen, diesen Fragen nachzuspüren. Seinen Ausgangspunkt hat das naturhistorische Museum in der Renaissance. Mit der Wiederentdeckung der antiken Autoren wuchs das Interesse an einer Erforschung der natürlichen Umwelt und der Wunsch nach einer tieferen Einsicht in ihre Zusammenhänge. Die Natur wurde als Lehrmeisterin verstanden, von der es zu lernen galt durch intensives Studium ihrer Objekte und Erscheinungen. Das Sammeln der verschiedenen Erscheinungsformen des Natürlichen war in diesem Zusammenhang der erste Schritt der Annäherung. Die Natur galt als großes Buch. Sie sprach gewissermaßen von selber durch ihre Objekte zu dem Erkenntnissuchenden. Über das Sammelgut war eine sinnliche Erfahrung der Natur möglich. Sammlerfreude und Inspiration gingen Hand in Hand. Alle erreichbaren Objekte – bis hin zu Kuriosa und Raritäten – wurden zusammengetragen. Gerade die Botanischen Gärten gehören neben Naturalienkabinetten zu den frühesten Zeugnissen des naturkundlichen Sammelns, denn in der Gruppe der medizinischen Heilkräuter vereinigten sich Erforschung, Anwendung und Sammlerleidenschaft.

In dieser frühen Phase im 16. Jahrhundert war der Blick des Forschers noch neugierig und freudig erregt, geprägt von sinnlich-ästhetischer Erfahrung und Besitzerstolz. Es fehlte die analytische Distanz zum Untersuchungsgegenstand. Die Natur wurde nicht kritisch befragt. Sie offenbarte sich vielmehr durch eine überschwängliche Fülle und förderte die Lust am Schauen und Staunen. Allerdings entsprangen dieser intensiven Beschäftigung mit der Natur eine neue Beziehung zwischen dem Menschen und seinem Untersuchungsgegenstand und eine neue Form der Wahrnehmung. Die natürliche Umwelt wurde zum profanen Objekt. Die ideengeschichtliche Dichotomie zwischen Natur und Kultur, zwischen natürlicher Umwelt und Mensch, hat hier ihre Wurzeln.

Im 17. und 18. Jahrhundert entstanden aus den Objekt-Sammelsurien der Renaissance und des Barock Sammlungen mit dem Ziel, eine Ordnung des Lebendigen abzubilden. Das natürliche Chaos der Erscheinungen und Kuriositäten wurde sortiert und beschrieben. Eine analytische Distanz zum Untersuchungsgegenstand wurde hergestellt. Sinnlich-ästhetische Erfahrungen wurden zugunsten der strengen Empirie und der emotionslosen Deskription des Vorgefundenen zurückgedrängt. Durch sachliches Klassifizieren sollten der Natur ihre Geheimnisse entlockt und ihre Ordnungsprinzipien entdeckt werden. Sie sprach nicht mehr von selbst zum Erkenntnissuchenden, sondern wurde nach strengen Regeln befragt. Ihr Objektcharakter wurde immer offensichtlicher.

Die erkannten Ordnungskriterien wurden als unveränderliche Konstanten eines außerhalb der Zeit liegenden göttlichen Systems gedacht. Die Systematik verwandelte die Naturerforschung in eine empirische Wissenschaft. Der Mensch bezog eine Stellung außerhalb des natürlichen Systems. Je tiefer er in die Geheimnisse des Lebendigen vordrang, desto mehr löste er sich gedanklich von der Natur und festigte seine Sonderrolle innerhalb des Systems des Lebendigen. Der Glanz des Göttlichen strahlte auf ihn herab und erhöhte seine Position in der natürlichen Ordnung. Im 18. Jahrhundert verließen die Sammlungen den privaten oder feudalen Bezirk und traten an die Öffentlichkeit. 1753 wurde das British Museum als erstes öffentliches Museum in Europa eingeweiht, und in Paris wurde 1794 im Zuge der Französischen Revolution das Muséum d'Histoire Naturelle gegründet, in dessen Sammlungen bedeutende Gelehrte öffentliche Kurse abhielten und Forschungsvorhaben präsentierten. In dieser Phase waren die Präsentation der Sammlung, das Ausstellen und Demonstrieren mit der Forschung noch untrennbar verbunden.

Im 19. Jahrhundert erweiterten sich die naturkundlichen Museen zu großen wissenschaftlichen Institutionen. Die Verbindung von Forschung und Öffentlichkeit ging in diesen Großenrichtungen verloren. Schaumagazine und Studiensammlungen beschritten getrennte Wege. Der Konflikt zwischen Bildungsauftrag und Forschung führte zum Rückzug der Forschung aus dem öffentlichen Betrieb. Die Hauptsammlungen blieben von nun an der Öffentlichkeit verschlossen und waren nur noch Fachgelehrten zugänglich.

Wie durch einen großen Paukenschlag wurden die naturhistorische Fachwelt und die bürgerliche Gesellschaft 1859 von der Evolutionstheorie des Charles Darwin erschüttert. Das gerade erst mühsam erkannte naturhistorische System mit seinem göttlichen Organigramm der Welt und ihrer Organismen, das scheinbar unveränderlich außerhalb der Zeit existierte, wurde zerschlagen. Das ständig anwachsende Wissen über die inneren Zusammenhänge der Welt, die zunehmende Betrachtung der Umwelt aus der Subjekt-Perspektive hatten ein neues Bewusstsein von der Stellung des Menschen im natürlichen System reifen lassen. Mit Darwin und seiner Evolutionstheorie wurde deutlich, dass Natur und Geschichte untrennbar miteinander verbunden sind, dass alle Lebewesen eine Geschichte haben unabhängig von einem Schöpfergott und dass auch die Existenz des Lebendigen nur aus seiner Geschichtlichkeit heraus verstanden werden kann.

Darwins Evolutionstheorie führte zur Selbstintronisierung des Menschen an der Spitze der Weltgemeinschaft. Diese fundamentale Erkenntnis des 19. Jahrhunderts hatte einen hohen Preis. Der abendländische Mensch sah sich ausgestoßen aus der göttlichen Welt, saß nun grübelnd zwischen den übrigen gemeinen Säugetieren, die tatsächlich seine Verwandten waren, und fragte sich auf der Suche nach Selbstversicherung: Woher komme ich? Johann Carl Fuhlrott war mit seiner Sicherstellung der Funde aus dem Neandertal an diesem forschungsgeschichtlichen Großereignis beteiligt. Der Neanderthaler bewies, dass auch Menschen wie alle anderen Lebewesen eine lange Evolution durchlaufen haben. Und Fuhlrott nahm für sich in Anspruch, das »Dogma von der Nichtexistenz eines fossilen Menschen endgültig widerlegt« zu haben.

Aus der Naturgeschichte entwickelte sich in der Folge mit großer Rasanz die Biologie. Eine Naturwissenschaft von bis dahin ungekannter Dynamik, die ihr Erkenntnisinteresse zunehmend von der Oberfläche der Natur und ihrer Objekte auf die inneren, nicht sichtbaren Vorgänge des Lebens richtete. Gleichzeitig wurde der chronologische Aspekt alles Lebendigen und seine Wandelbarkeit von zentraler Bedeutung in den biologischen Wissenschaften. Heute haben sich die Biowissenschaften zu den zentralen Wissenschaften des 21. Jahrhunderts entwickelt. Die Entschlüsselung der molekularen Prozesse verspricht nicht nur tief greifende Erkenntnisse, sondern auch ökonomischen Profit, medizinischen Fortschritt und fundamentale Eingriffe in das System des Lebendigen.

Naturkundemuseen im 21. Jahrhundert

Hat sich die Idee des Naturkundemuseums damit verbraucht? Werden diese >Tierkörperverwahranstalten< und >Trockenblumendepots< tatsächlich noch benötigt? Das Naturerlebnis – auch exotischer Natur – ist heute über touristische Angebote problemlos möglich. Und wer nicht in die Ferne schweifen will, hat in bequemer Fahrtnähe die Auswahl unter einer Vielzahl von Tierparks, vom Großaquarium bis zum Safaripark. Können sich Naturkundemuseen in dieser Konkurrenzsituation behaupten? Der Museumsboom der 1980er und 1990er Jahre flacht ohnehin ab. Seit 1990 sind die Besuchszahlen nicht mehr nennenswert gestiegen. Museen erreichen etwa die Hälfte der Bevölkerung, und nur ein Drittel der Deutschen zählen zu den regelmäßigen Museumsbesuchern. Vor diesem Hintergrund und angesichts öffentlicher Finanznot ist es zweifellos legitim, sich die Frage zu stellen, ob Naturkundemuseen zukünftig überhaupt eine Bedeutung für die aktuelle gesellschaftliche Wirklichkeit haben.

Aus der Geschichte der Naturkunde und der heutigen Stellung des Menschen in der Geosphäre ergibt sich ein klarer gesellschaftlicher Auftrag der Naturkundlichen Museen unter drei Aspekten:

1. Leben heißt Vernetzung: Bereits Fuhlrott hat auf die Einheit der Natur hingewiesen. Nach der Atomisierung der Natur durch die wissenschaftliche Systematik des 18. und 19. Jahrhunderts in Einzelsysteme und der Entwicklung der molekularen Biologie im 20. Jahrhundert droht heute der Blick auf das Ganze der Natur verlorenzugehen. Nur in der Institution des naturkundlichen Museums können Mensch und Natur als ein System und das Nicht-Offensichtliche des komplexen Netzwerkes den Besuchern vermittelt werden.
2. Natur ist Geschichte: Seit Darwin wissen wir, dass Natur ihre eigene Geschichte hat. Diese chronologisch-biologischen Prozesse sind weder im Großaquarium noch im Safaripark nachvollziehbar. Die Evolution des Lebendigen und die Erkenntnis, dass wir Menschen Teil dieses Prozesses und zugleich temporäre Erscheinungen in der Geosphäre sind, kann nur im naturhistorischen Museum verdeutlicht werden.
3. Naturkunde ist Geschichte: Das Verständnis des Menschen von seiner natürlichen Umwelt und seiner eigenen Position innerhalb der Geosphäre hat im Prozess der Menschwerdung umfangreiche Veränderungen erfahren, die für das zukünftige Zusammenleben der Menschen und der Organismen seiner Mitwelt von zentraler Bedeutung sind. Diese Geschichte des Naturverständnisses kann nur im naturhistorischen Museum Besuchern nahe gebracht werden.

Das 21. Jahrhundert wird das Jahrhundert der Biowissenschaften. Wir stoßen schon heute tagtäglich auf die Erkenntnisse der Lebenswissenschaften, die uns ständig persönliche oder gesellschaftliche Entscheidungen abverlangen. Naturkundemuseen haben die Aufgabe, diese Themen aufzugreifen und in die Gesellschaft zu transportieren. Sie können einen entscheidenden Beitrag zum Verständnis der Zukunft der menschlichen Gesellschaft leisten, gerade unter dem Eindruck, dass über 50 Prozent der Besucher naturkundlicher Museen in Deutschland jünger als 20 Jahre sind.

Damit Naturkundemuseen diese wichtige gesellschaftliche Aufgabe wahrnehmen können, müssen sie allerdings neue Wege der Vermittlung beschreiten und die vier Elemente des Museums – die Objekte, das Wissen, die Menschen und die Räume – neu konfigurieren. Die Objekte sind die stummen Zeugen. Die Originale im Museum sind aber in erster Linie Helfer und somit nicht sakrosankt. Die toten Dinge der Sammlungen müssen vielmehr revitalisiert werden, um sie in ihrem biologischen Kontext für Besucher erfahrbar zu machen. Dazu bedarf es eines Wandels von der Sakralisierung des Originals hin zu seiner Säkularisierung.

Das Wissen im Museum gründet sich auf die Interpretationen der Wissenschaft, die den Raum zwischen den Objekten füllen. Wissen hat die Kraft, Objekte aufzuladen. Das erfordert den Mut, das Wissen in einer verständlichen Erzählung zu bündeln – mit all ihren Fragezeichen und Vereinfachungen und alternativen Schlussfolgerungen. Diese Aufbereitung des Wissens muss sich immer auf der Höhe der gesellschaftlichen Möglichkeiten bewegen. Im 21. Jahrhundert ist dabei der Einsatz digitaler Medien unverzichtbar.

Die Menschen, das sind die Besucher und das Museumspersonal. Die zwei wesentlichen Gruppen von Akteuren in Museen müssen sich aufeinander zu bewegen. Die strikte Trennung in Produzenten (Museumspersonal) und Konsumenten (Besucher) muss aufgelöst werden. Interaktion ist ein gemeinsames Ziel. Museen bieten eine ideale Plattform für einen Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Die Verantwortlichen in den Museen müssen in der Wahl ihrer Themen, der Medien und der Zielgruppen grenzüberschreitend agieren und die aktuellen Fragen der Gesellschaft aufgreifen.

Museen sollen eigenständige Schöpfungen sein. Orte der Originalität, die bereits in ihrer Architektur sichtbar wird. Museen haben so die Chance, sich dem Verlust von unverwechselbaren Orten zu widersetzen, als singuläre öffentliche Räume in der Alltagswelt

– Oasen des Erinnerns und der Aufklärung. Sie können Gemeinsamkeit schaffen, indem sie Menschen zum Erleben, Staunen und Sprechen zusammenführen.

Diese Neukonfiguration erfordert weitere Maßnahmen. Die Museen müssen sich vernetzen. Sie brauchen eine »Leopardenfell-Strategie«, indem sie mit ihren Ideen, ihren Angeboten und ihrer wissenschaftlichen Respektabilität an vielen Orten der Gesellschaft präsent sind: im Internet genauso wie im urbanen Außenraum, in Schulen, Hochschulen, Vereinen oder den Medien. Museumswissenschaftler müssen sich mit ihren Erfahrungen in die aktuellen Themen der Gesellschaft einmischen. Zugleich müssen Museen der Gesellschaft breiten Zugang zu ihren Ressourcen – den über Generationen zusammengetragenen Sammlungen und dem dazu vorhandenen Wissen – verschaffen.

Die Museen müssen sich aktualisieren. Heute können sie die Komplexität ihrer Themen durch die multimediale Kombination von Objekt, Text, Bild und Film entsprechend dem technischen Standard in der Gesellschaft erstmals abbilden; Möglichkeiten, die von der Wissenschaft für ihre eigene Arbeit bereits längst genutzt werden und folgerichtig auch in das Besucherprogramm gehören. Wesentliche Teile der Sammlungen und des Wissens in den Museen lassen sich im Zuge der Aktualisierung heute bereits vorwiegend digital abbilden.

Die Gesellschaft kann vom Museum lernen. Museen agieren heute bereits Fächer übergreifend und handlungsorientiert. Sie sind Laboratorien des Lernens, die den traditionellen Bildungseinrichtungen unserer Gesellschaft weit voraus sind. Lernen wird zu einem lebenslangen Weiterbildungsprozess. Museen sind auf diese gesellschaftliche Entwicklung bestens vorbereitet und können aufgrund ihrer Erfahrungen heute bereits umfassende Programme anbieten.

Diese neue Konfiguration der Museumsarbeit ist in vielen naturkundlichen Museen schon Realität. Das Natural History Museum in London hat gerade seine Sammlung für Besucher geöffnet und lässt sie den Wissenschaftlern mit großem Erfolg über die Schulter schauen. Das Übersee Museum in Bremen hat bereits vor Jahren seine Depots der Öffentlichkeit aufgeschlossen und in neuartiger Form präsentiert. Aber schauen wir nicht nur auf die großen Häuser, auch kleinere Museen wie das Museum Mensch und Natur in München oder das Landesmuseum für Natur und Mensch in Oldenburg haben Erfolg mit ihrem Konzept der ganzheitlichen Betrachtungsweise der Natur und ihrer Geschichte.

Welche Chancen hat das Fuhlrott-Museum?

Seine Rahmenbedingungen sind exzellent. Es verfügt über mehr als 450 000 Sammlungsobjekte und eine umfangreiche Forschungsbibliothek mit über 140 000 Einträgen. Das dem Museum angeschlossene Fuhlrott-Publikumslabor und die Fuhlrott-Lernstation praktizieren bereits neue didaktische Konzepte. Das Museum hat engagierte Partner an seiner Seite, wie den Naturwissenschaftlichen Verein, den Förderverein sowie Freunde und Förderer aus Wirtschaft und Wissenschaft.

Als Naturkundemuseum für das Rheinland kann es ein Haus von überregionaler Bedeutung werden. Dazu muss es die Naturgeschichte des Rheinlandes erzählen und die Region als Fenster in das globale Ökosystem nutzen. Das Drehbuch dieser Geschichte muss Mensch und Natur, Gegenwart und Vergangenheit, das Rheinland und die Welt verbinden und zugleich Fragen unserer Zukunft beleuchten. Das Rheinland als beispielhafte Plattform für die großen naturgeschichtlichen Entwicklungen der Vergangenheit und die großen biologisch-kulturellen Prozesse in der Gesellschaft des 21. Jahrhunderts von der Biodiversität bis zur Gentechnologie.

Bereits Fuhlrott weist in seiner Dissertation auf das »unterhaltende Element der erzählenden Darstellung« hin, das zwar nur für »eine gewisse Stufe des Unterrichts ausreicht«, aber als »förderndes Mittel zur Erreichung des höheren wissenschaftlichen Zwecks« zulässig

erscheint. Die Menschen unserer Gesellschaft sind heute mehr denn je auf der Suche nach Erklärungen für die vielfältigen biologischen Prozesse um sie herum. Sie haben Fragen an die Wissenschaft, die nicht durch die alltäglichen Medien befriedigt werden können. Das Fuhlrott-Museum könnte als Kompetenzzentrum für die Vermittlung dieser brennenden Fragen eine zukunftsweisende Position in der Museumslandschaft einnehmen. Ebenso sollte man nicht vergessen, dass die Klientel des Naturkundemuseums von heute die gesellschaftlichen Prozesse von morgen steuern wird.

Ein Museum mit diesem Selbstverständnis passt zweifellos in die Kultur- und Museumslandschaft der Stadt Wuppertal und würde das kulturelle Profil der Stadt deutlich schärfen. Mit dem richtigen Konzept besteht die Chance, neben der Schwebbahn eine neue überregionale Marke für Wuppertal zu setzen. Mit der 4. Regionale des Landes NRW, die 2006 im Bergischen Städtedreieck stattfindet, fällt das große Jubiläumsjahr der Auffindung des Neanderthalers vor 150 Jahren zusammen. Es wäre angemessen, wenn dieses Jubiläum für das Fuhlrott-Museum einen neuen Anfang bedeuten könnte. Es darf daran erinnert werden, dass allein im Rahmen der 2. Regionale des Landes NRW, der »EUROGA 2002plus, zwei Museumsneugründungen – das Museum für Europäische Gartenkunst in Benrath und das Zentrum für Gartenkunst und Landschaftskultur Schloss Dyck – über Museumsstiftungen aus der Taufe gehoben wurden. Die gesellschaftliche Notwendigkeit für ein Fuhlrott-Museum mit zeitgemäßem Profil steht außer Zweifel. Ebenso sicher ist, dass auch die Besucher in der Region Bedarf danach haben. Es ist nun an den Politikern und der Bürgerschaft der Stadt Wuppertal, den entscheidenden Schritt zu tun.

In diesem Sinne soll abschließend noch einmal Johann Carl Fuhlrott zu Wort kommen:
»Arbeiten wir also, ein jeder nach seinen Kräften/an dem großen Werk der Naturkunde:/auf jeder neuen Stufe, die wir erklimmen,/winkt uns eine neue stets höhere Freud:/die Freude der Wissenschaft und der Erkenntnis«.

Prof. Dr. Gerd-Christian Weniger ist Direktor des Neanderthal Museums in Mettmann.

IMPRESSUM

Museen im Rheinland -
Informationen für die rheinischen Museen -
erscheint viermal jährlich.

ISSN 1437-0816

Herausgeber:
LANDSCHAFTSVERBAND RHEINLAND
- Presseamt
- Rheinisches Archiv- und Museumsamt

Redaktion:
Dr. Peter Joerissen
peter.joerissen@lvr.de
Tel.: 02234 / 9854-311

Dr. Christine Hartmann
christine.hartmann@lvr.de
Tel.: 02234 / 9854-310

Redaktionsanschrift:
LANDSCHAFTSVERBAND RHEINLAND
Rheinisches Archiv- und Museumsamt
Abtei Brauweiler
Postfach 2140
50250 Pulheim

Fax: 02234 / 9854-202